

Breslauer

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

N^o. 1.

Sonnabend, den 2. Januar 1881.

II. Jahrgang.

Die „Breslauer Hausblätter,“ auf welche noch fortwährend abonniert werden kann, erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Königl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

Eingang in's neue Jahr.

Im Glauben an den dreieinigen Gott, den die Thoren lästern und die Christen anbeten und dessen Gericht sich endlich der Ungläubige und der Gläubige unterwerfen muß, im Glauben der Kirche des Sohnes Gottes, welche die höllischen Gewalten bald mit bluttiger Gewalt, bald mit List und Tücke und Spaltung wohl bekämpfen, aber nicht überwältigen können, weil sie auf den Grundfels Jesus Christus gebaut die Verheißung der Dauer und Unverrücktheit hat bis zum Abschluß der Weltgeschichte, im Glauben an die Treue der göttlichen Verheißung, daß die im unverfälschten Glauben und einem makellosen Gewissen wandelnde Christenheit, selbst durch das rothe Meer des Märtyrertums geführt, den Sieg über den verfolgenden Pharao davonträgt und daß ihr auch das herbste Leid sich in ewige Freude verwandeln muß, weil die gegründete Hoffnung auf den menschengewordenen Gott nicht zu Schanden werden läßt, im Glauben, daß alles, was um Gottes willen und in seinem Namen gedacht, erstrebt, gethan wird, eine Aus-
saat für den letzten Erntetag ist, in diesem Glauben beginnen die Breslauer Hausblätter ihre Wanderung im neuen Jahr und werden wie bisher der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Vertheidigung aller heiligen Güter, welche die Menschheit durch unsern Herrn und Heiland empfangen, zu dienen sich bestreben. Sie werden zugleich mit aller Energie gegen Unwahrheit, Heuchelei, Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit im Lehren und Leben Krieg führen, folgend hierin dem göttlichen Lehrmeister, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig und der im Hinblick auf Verkehrtheit und Gottlosigkeit in der Welt sich nicht für Abkommen und Frieden mit denselben erklärte, sondern bekannte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Alles hat seine Stelle. Die Wahrheit muß gesagt, gegen sündige schwache Menschen möglichste Geduld geübt, die Lüge aber muß bekriegt, die Heuchelei aufgedeckt und die Sünde gestraft werden. Das endgiltige Urtheil über den Schuldgrad des einzelnen Menschen kann nur Gott fällen, der die Geheimnisse der Menschenseele allein vollständig durchschaut; daher geziemt dem Menschen gegenüber dem Menschen im Urtheil Vorsicht und Milde; was aber als grobe

Sünde in der Welt in die Erscheinung tritt, dafür haben wir einen Maßstab der Beurtheilung und Verurtheilung im heiligen katholischen Evangelium und gegen die erkannte Sünde muß die Sprache der entschiedensten Verdammung geführt werden, damit das Gewissen der Christenheit nicht verwirrt, der sittliche Sinn nicht abgeschwächt, wirkliches Teufelswerk nicht als Natur-nothwendigkeit menschlicher Schwäche und Sinnlichkeit beschönigt und so dem Laster Vorschub geleistet werde. Wer daher die Hausblätter hält und liest, und es sollte sie bei der Begriffsverwirrung und Lebenszerfahrenheit in unserer Zeit jede katholische Familie halten, weiß hiernach und aus ihrer Vergangenheit, was er darin zu suchen hat; seine Rechnung findet in ihnen jedenfalls der nicht, welcher im Haschen nach Neuigkeiten ohne Bürgschaft für deren Wahrheit seine Zeit todtschlagen oder an Skandalen, Verlästerungen, unsauberen Berichten und Geschichten sich ergötzen will. Alles in den Hausblättern, auch das Seringsfügigste, selbst Scherz und Humor, verfolgt den großen Zweck der Belehrung, der Beredlung, der Erbauung, der Berichtigung. Ihr Herausgeber weiß, daß er so nicht mit dem Strom schwimmt, aber er will eben gegen den Strom der Wahrheitsverfälschung und der Sittenverderbung schwimmen, weil er weiß, daß er so Gottes Willen erfüllt und daß der Wille Gottes höchstes Gesetz ist, wogegen alles Uebrige nicht in Anschlag kommt. Gefällt Gott sein Werk, dann wird er es schon stützen und den seinen Ausreißerspruch zu Schanden machen: „Man könne nicht gegen den Strom schwimmen.“ Man kann nicht nur, man muß als katholischer Christ; denn unser Weg geht nicht mit der „Welt,“ sondern gegen die „Welt,“ wie das ganze Evangelium bezeugt und wie an unserm göttlichen Erlöser zu sehen, welchen die „Welt“ an's Kreuz schlug, weil die „Welt“ sich an ihm ärgerte, die Welt, welche ihre Erlösung nicht bei der Wahrheit, sondern der Lüge, nicht bei Gott, sondern den Menschen suchte. Und nach ihm, dem gekreuzigten Gottessohn, sind alle seine wahren Jünger gegen den Weltstrom der Glaubens- und Sittenverrottung gegangen, die Apostel, die Martyrer, die Befenner aller Stände und jeden Geschlechts — sie hatten alle den Wahlspruch: Sursum corda! Aufwärts und nicht Niederwärts, gegen den Sinnenstrom der Welt und nicht mit ihm! Also in Gottes Jesu Namen!

[Stand der Weltkündel.] Noch steht die Frage um das künftige Geschick von Schleswig-Holstein im Vordergrund der Politik in Deutschland. Während die beiden Großmächte mit der beschlossenen Exekution wegen der durch Dänemark verletzten Verfassungsrechte der Herzogthümer vorgegangen und sich der Erbfolge des Herzogs Friedrich von Augustenburg in keiner Weise günstig zeigen, vielmehr den dänischen König als erbberchtig anerkennen, falls er nur seine bisher noch hartnäckig verweigerten Pflichten gegen die genannten Länder erfüllen wolle, hat sich zu Gunsten der Friedrich'schen Erbfolge und der gänzlichen Lostrennung der Herzogthümer vom dänischen Staat eine hochgehende Agitation namentlich in Mitteldeutschland gebildet, welcher sich rüchhaltslos alle demokratischen und nationalvereinlich-fortschrittlichen Elemente beigefellt und welche sogar die politischen Gegensätze der Groß- und Kleindeutschen neuerdings in Frankfurt zu verbüßern den Anlaß machte. Denn daselbst versammelten sich am 21. Decbr. mehrere hundert Abgeordnete verschiedener politischer Richtung, welche auch wirklich in der Anerkennung des Erbrechtes Friedrich's aus den bekannten Gründen eines Sinnes waren, sich aber bald scharf schieben, als über die Mittel zur praktischen Geltendmachung dieses Rechtes der Beschluß gefaßt wurde, „einen Ausschuß aus der Versammlung als Mittelpunkt der gesetzlichen Thätigkeit der deutschen Nation zur Durchführung der Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein und ihres rechtmäßigen Herzogs Friedrich VII.“ zu bestellen. Da mochte den düpirten Großdeutschen die Ahnung dämmern, daß die Versammlung sich mit diesem Beschluß auf einen gefährlichen Boden begeben, die auch schon vorher sich für verpflichtet erklärt hatte, die Regierungen, welche sich ihrer Auffassung widersetzten, mit allen „verfassungsmäßigen“ Mitteln zu bekämpfen und die großdeutschen Hauptführer erklärten daher, sich weiter an den Beratungen der Versammlung nicht theilnehmen zu wollen, weil „ein solcher Ausschuß bei jedem Akte seiner Thätigkeit dem Conflict mit der bestehenden Gesetzgebung ausgesetzt sei.“ Sie hätten mit besserem Grunde sagen können, daß die Versammlung gar kein Recht habe, sich als das „gesetzliche Organ der Thätigkeit der deutschen Nation für die Herzogthümer“ zu proklamiren, daß dies eine „Anmaßung“ sei, welche in den Regierungen den Verdacht erregen müsse, daß diese Versammlung mit ihrem Ausschuß auf den Boden der Revolution führe, weil eine Anzahl gar nicht legitimirter Personen wage, sich als Vertretung der „deutschen Nation“ zu geriren, welcher Charakter rechtlich nur den deutschen Fürsten mit den resp. gesetzlichen Landesvertretungen zukommt. Dieser Verdacht revolutionären Beigeschmackes bei dem niedergelegten „Ausschuß“ muß den Regierungen um so natürlicher kommen, als ein Abgeordneter sich mit „gesetzlichen“ Mitteln für Wahrung der Rechte der Herzogthümer nicht befriedigt erklärte, sondern dafür „alle Mittel“ — auch ein Bißchen Revolution? — hätte gesetzt wissen wollen. Die Versammlung hat zwar dem nicht nachgegeben, aber den „All-mittler“ doch in den „Ausschuß“ zu wählen beliebt, der übrigens fast durchgängig „Nationalvereinler“ enthält, womit also diese Geschichte lediglich eine „politische Cliquesgeschichte“ geworden. Da nun die Nationalvereinler nur einen kleinen und dazu noch

politisch sehr unreifen Bruchtheil des deutschen Volkes vertreten, so begeht der „Ausschuß“ eine Lächerlichkeit, wenn er sich die Vertretung „der deutschen Nation“ bescheidenlich zulegt. Wir fürchten, daß hierdurch die gerechte Sache der Herzogthümer empfindlich leiden wird, indem eine politische Clique eine allgemein deutsche Sache in versänglicher Weise in eine Parteisache verwandelt, um zugleich damit für sich politisches Kapital zu machen, wie sie denn auch alsbald in Frankfurt im weiteren Verlauf die Nothwendigkeit eines deutschen Parlaments proklamirte. Der „Ausschuß“ hat bereits seinen Regierungsantritt als „verlangter Mittelpunkt der Vertretung Deutschlands“ durch eine Kundmachung bekannt gemacht, und dabei, was gewöhnlich bei diesen Vertretern des lieben Vaterlandes zuerst geschieht, den „Klingelbeutel“ herausgehängt und erklärt, er werde über die ihm vom deutschen Volke zu Gebote gestellten Geldmittel „je nach dem Bedürfnisse“ und „nach gewissenhafter Erwägung“ — „selbst entscheiden.“ Wir glauben nicht, daß im deutschen Volk eine besondere Lust vorhanden, sein Geld in diesem Beutel zu verwahren, es sei denn, es wüßte ein Volkstind damit nichts Besseres anzufangen, als es der „Selbstentscheidung des nationalvereinlichen Ausschusses“ anheimzuliefern. Es sind schon mehrmals derartige Klingelbeutel herumgegangen und was hat dabei herausgeschaut? Man denke an die nationalvereinliche zweimal leet gewordene „deutsche Flotte“ und den berühmten „Nationalfonds.“ Schad' um's Geld! Obnehin ist es Sache der Regierungen und Landesvertretungen, für vaterländische Unternehmungen und also auch zu Gunsten der Herzogthümer die nothwendigen Gelder flüssig zu machen. Das sind die „gesetzmäßigen Organe für das Herumgehen des Klingelbeutels im Land“, und nicht der sich eine ihm nicht gebührende Vertretung anmaßende „Ausschuß.“ Also heißt's: Bauer paß' auf!

Uebrigens wünschen wir, daß die deutschen Regierungen sich das Recht und Erbrecht in Holstein-Lauenburg recht gewissenhaft zu Gemüth führen. Es ist auch unsere Meinung, daß alle Großmächte zusammen kein Recht haben, ohne Bestimmung der Betheiligten „fremdes Recht“ zu vergeben, wie es uns auch höchst sonderbar erscheint, wenn sie an einem nicht mit allen Erfordernissen eines rechtsgiltigen Vertrages versehenen Protokoll sich strupulös halten, während gerade wieder gewisse Großmächte über die schändlichsten Rechts- und Vertragsverletzungen neuerdings in Griechenland und Italien die Augen zugemacht, oder gar über sie den Segen durch „Anerkennung“ ausgesprochen haben. Dieser Segen scheint freilich sehr wirkungslos zu sein; denn in

Raubitalien geht's miserabel; die Schulden — Revolutionssegen — wachsen wie die Haare auf dem Kopf der annectirten Unterthanen, die Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit blüht wie Tollkraut — Revolutionssegen; — Briganten und Revolutionäre drücken auf Regierung und Volk und Minister und Deputirte sind hoffnungslos für die Zukunft, da sie die elende Gegenwart schmecken. Bei sothanem Glück schreien die „Hauptspißbuben“ nach Rom und Venedig, wo es noch etwas zu erwischen gäbe und hoffen wir, daß die ganze schmutzige Wirthschaft das Jahr 1864 schwerlich überleben wird, zumal

wenn die Verzweiflung der grauenvollen Lage zu einem Angriff gegen Oesterreich hintreibt. Dann dürfte Süd- und Norditalien seinen Herrscher wechseln und im glücklichsten Falle König „Ehrenmann“ seine Regierungsforgen wieder auf Turin beschränken können.

Während man das Erbischen des Aufstandes des **Polen** prophezeit, muß wohl die russische Regierung anderer Ansicht sein, da sie fortwährend die Militärräfte dafelbst verstärkt. Dabei scheint man absonderlich giltig auf die polnische katholische Geistlichkeit zu sein, weil man sie den russischen Plänen sowohl in religiöser wie politischer Beziehung am gefährlichsten hält. Berg hat ihr daher eine außerordentliche Geldkontribution auferlegt. Daß sie auch viele Opfer für Einkerkung und Sibirisirung geliefert, kann in einem Lande kaum zweifelhaft sein, wo die nichtswürdigste Brutalität Millionen von Katholiken mit Knete, Kerker und Verbannung zum Abfall von der hl. Kirche gezwungen. Das Verbrechen schreit zum Himmel — und die Gerechtigkeit Gottes wird ihren Tag halten! Einstweilen versucht Rußland, sich diesen Tag noch fern zu rücken und die polnische Revolution wo möglich noch in diesem Winter zu unterdrücken. Die „Wiener Zeitung“ berichtet in dieser Hinsicht: „Die Anstalten, welche von der russischen Regierung in Polen in letzter Zeit getroffen wurden, sind darauf berechnet, den Aufstand noch im Laufe des Winters nicht nur einzudämmen, sondern zu ersticken. Außer der schon vor einigen Monaten begonnenen Ausrodung der Wälder zu beiden Seiten der Eisenbahnen, welche den Zweck hatte, Ueberfälle der Insurgenten abzuhalten, ist noch eine neuere Verfügung des General-Gouvernements erfolgt, welche die Errichtung von Blockhäusern auf den Bahnlinien anbefiehlt. Demnach wird Polen außer dem ohnehin überaus starken Besetzungssystem, welches die Werke von Modlin, Warschau, Sieron, Brzesc-Litewski, Zamose und Zwangorod ausstecken, und den passageren Fortificationen in Czestochau, Kalisch, Konin, Radom, Lublin, Siedle und anderen noch durch eine Kette von besetzten Punkten längs der Eisenbahnen in mehrere Theile abgesperrt. Eine andere wichtige Verfügung des General-Gouvernements von Polen besteht in der Eintheilung des Landes in 11 Militair-Districte mit unbeschränkten Befugnissen der denselben vorstehenden Generale. Die Gerichtsbarkeit und die Ueberwachung der Bevölkerung wird erleichtert. Es wird die Verbergung von Waffen, Munition und anderem Kriegsmaterial schwieriger, da die Aufsicht verdoppelt wurde, und auch die ferneren Bezüge der Kriegsmittel von außen werden dadurch illusorisch, daß beide Maßregeln vereint wirken.“

Der Grenz-Correspondent der „Ostsee-Ztg.“ ein gut russischer Zeuge, meldet: „Seit Mitte vorigen Monats sind Tausende von Arbeitern in den lithauischen Wäldern mit Holzfällen und Roden beschäftigt, um zum Frühjahr für den Fall eines Krieges mit Frankreich, der unfehlbar sofort zahlreiche Guerillabanden ins Leben rufen würde, für militairische Operationen Wege durch die Wälder zu bahnen. Diese Wege werden nach verschiedenen Richtungen in der Breite von 10 Klaster ausgehauen, und es werden nicht bloß die Stämme und das Unterholz, sondern auch die Stubben entfernt, damit auch die Artillerie bequem passiren kann. Zugleich werden die in den Wäldern zer-

streut liegenden Häuser und Wirthschaftsgebäude der Förster und Baldwärter, sowie die Hütten der Kohlenbrenner durch Ausschlagen der Wände, Einreißen der Defen und Entfernung des Daches unbewohnbar gemacht, damit sie den Insurgenten nicht zur Zuflucht dienen können.“

Der officielle russische „Invalide“ bringt einen sehr belehrenden Bericht aus dem Kreise Lomza. Danach giebt es jetzt in Polen 1,338,000 Proletarier-Bauern; aus diesen recrutirte sich die Insurrection. Jetzt „bitten“ diese Leute, „nachdem sie den Eid zur Abschwörung ihres Irrthumes geleistet haben, die Militärbehörden, daß sie auf ewige Zeiten in Rußland angesiedelt werden.“ Nun scheinen neben den „Aushebungen“ auch die „freiwilligen Ueberstedeungen“ nach Rußland beginnen zu sollen. So steht's in Polen und Rußland.

Aus **England** und zwar aus London für heut nur ein soziales Bild. Welche Fortschritte man hier macht, läßt sich aus einem Fall schließen, der im Polizeigerichtshof von Bow-Street verhandelt wurde. Ein Prediger der Staatskirche wurde vor einer Muskhalle wegen Trunkenheit und Straßenlärms von der Polizei aufgegriffen und setzte sich so energisch zur Wehre, daß vier Constabler nöthig waren, um den kämpfenden Diener des Friedens zum Stationsgefängniß zu bringen. Ein gefestes- verwandter Husarenoffizier, der den Gentleman überwältigt sah, eilte zu seiner Befreiung herbei und theilte das Schicksal seines Gesinnungsgenossen. Wenn es wahr ist, daß die Trunksucht in den gebildeten Ständen Englands gegenwärtig nicht mehr so bedeutend ist wie früher, so muß in der guten alten Zeit ein heiteres Leben hier geherrscht haben. — Vor einigen Tagen wurde ein Arzt Namens Law von einem Polizeimann überrascht, während er im Begriff war, ein in ein Zeitungsblatt gewickeltes todtgeborenes Kind in einen Garten zu werfen. In seiner Tasche wurde der Leichnam eines zweiten Kindes, ebenfalls in ein Zeitungsblatt eingewickelt vorgefunden. Da der Arzt sich des Rußes der Respektabilität erfreute und durch eine ausgedehnte Praxis bekannt war, so wurde er auf Bürgschaft entlassen. Nach Hause zurückgekehrt, vergiftete er sich und wurde am folgenden Morgen als Leiche in seiner Apotheke gefunden, ob weil die bei ihm vorgefundenen Kinderleichenname Indicien eines Verbrechens waren, oder nur, wie sein spiritus familiaris behauptete, weil er aus Mangel an Gedächtniß sich außer Stand fühlte, Redenshaft darüber zu geben, wie und wo die Kinder in seine Tasche gekommen waren — wird schwerlich je ermittelt werden. Die Untersuchung von der Todtenschaugery führte zu interessanten Aufschlüssen über das ärztliche Leben in London. Dieser Dr. Law, der eine bedeutende Praxis in Bethnal Green besaß hatte bereits mehrmals am delirium tremens gelitten, und war so verroffen und so kindisch durch den Trunk geworden, daß er sich nicht allein auf die Straße getraute. Daher hatte er sich einen Begleiter angeschafft, der seinem Gedächtniß und seinen Beinen zu Hilfe kommen mußte. Dieser führte ihn des Morgens bei seinen Patienten herum, sagte ihm, wen er zu besuchen und was er zu thun habe, und scheint sich täglich nach den Morgenbesuchen mit ihm betrunken zu haben. Vor den Gekhworenen sagte er aus: er glaube nicht, daß der Doktor, als er den Paletot anzog, die geringste Vermuthung von den in den Taschen

befindlichen Kindern gehabt, und dieselben nur wegzuworfen versucht habe, weil er sie zufällig in der Tasche fand und von ihrem Gewicht belästigt wurde; 48 Stunden lang vor seiner Verhaftung seien beide nicht nüchtern geworden; er erinnere sich daher selbst nicht, in welchen Häusern der Doktor die Kinder erhalten habe, aber es sei seine Gewohnheit gewesen, sich gegen Wöchnerinnen gefällig zu zeigen u. s. w. Es gehöret gewiß ein hoher Grad von Civilisation dazu, um eine solche ärztliche Idylle möglich zu machen. Am wenigsten merkt man etwas von der Abnahme der Trunkenheit unter dem weiblichen Geschlecht. Wir glauben nicht, daß in London eine Polizeigerichtsitzung ohne betrunkene Frauen abgeht.

Indem wir uns in **Frankreich**, das an der „Spitze der Civilisation marschirt,“ nächstens genauer umsehen wollen und nur bemerken, daß Napoleon einstweilen den Welthändeln zuschaut, ob was dabei für ihn herauskomme, was er sicher hofft, wollen wir das freie **Griechenland** nicht vergessen, wo die Revolutionsfrüchte eben so lieblich wie in Italien reifen und den Leuten begreiflich machen, daß die „Sünde des Menschen Verderben“ ist und daß, wer dumm ist, geprügelt werden muß. Man schreibt aus **Athen**: „Die Insubordination des Militärs und der Beamten nimmt in erschreckender Weise zu. Offiziere verweigern es, sich an den Ort ihrer Bestimmung zu begeben, oder ihren vor der Revolution inne gehaltenen Grad wieder anzunehmen; die Eparchen werden von den Gemeinden zurückgeschickt und gegen Veränderungen in den Verwaltungsbehörden protestirt; auf den Ministerien sind zu keiner Tageszeit die Secretäre bei der Arbeit zu finden, und Jeder thut, was er will. Aber damit nicht genug, wüthen in **Karunanien** Räuberbanden, die Niemand zu bekämpfen wagt; ja selbst in **Athika**, nahe bei der Hauptstadt, machen wieder Banditen die Gegend unsicher. Angeblich fordern alle diese Uebelthäter Amnestie, um darnach (natürlich, so lange es ihnen gefällig) als rechtschaffene Bürger zu leben; da aber die Nationalversammlung selbst dem Könige das Recht genommen hat, eine andere Amnestie, als für politische Vergehen, zu ertheilen, raubt man weiter, ohne sich um die Androhungen einer ohnmächtigen, desorganisirten Polizei zu bekümmern. So traurigen Zuständen gegenüber scheint der Hof des Königs **Georg** eine indifferente Haltung einzunehmen, und man fragt sich vergebens, worum von der pomphaft angekündigten Reorganisation Griechenlands bis jetzt auch nicht das Geringste wahrnehmbar ist.“ Sollen lange warten!

Nach aller dieser Misere wollen wir die Blicke noch auf den Hohenpriester zu **Rom** hinlenken, der mitten im Gewirr einer vom rechten Wege abgeirrten Politik auch in seiner Antwort auf die französische Congresseinladung die Sprache der christlichen Religion und des Rechts geredet und Gerechtigkeit verlangt hat und Sühne des schwer verletzten Rechtes. Wir fordern die ganze Mitwelt auf, uns einen Mann zu zeigen, der sich an wahrer Größe messen könnte mit **Papst Pius IX.**, in dessen Person sich die Reinheit, die Kraft und Schönheit des katholischen Glaubens spiegelt, dessen von Gott bestellter oberster Lehrer und Richter er ist! Dacum beim neuen Jahr:

Gott erhalte, Gott segne, Gott lasse triumphiren
Papst Pius IX.!

Prinz Louis Napoleon auf dem Arenaberge.

(Ein Beitrag zur Zeitgeschichte.)

Wir haben 1863 in Nr. 70 und 71 dieser Blätter die Geschichte Louis Napoleons bis zum Jahre 1830 verfolgt und gezeigt, wie alles Sinnen seiner Mutter und sein eigenes darin hinging, daß Ludwig dereinst auf dem Throne Frankreichs zu herrschen bestimmt sei! Er war der Augapfel seiner Mutter. **Mon doux entêté!** (mein sanfter Starrkopf) nannte **Hortense** ihren jüngeren Sohn, den sie dem älteren in auffallender Weise vorzog, wie die Landleute der Nachbarschaft erzählen; sie schildern den älteren als schöner, offener, lebhafter, anscheinend auch talentvoller, die Mutter scheint aber schärfer gesehen zu haben oder sie war von einer Ahnung durchdrungen. Den älteren rief sein Vater **Louis**, der Erbkönig von **Holland**, nach **Italien**, wo er zu **Florenz** in behaglichem Nichtsthun lebte. Dort hielt sich auch die Gemahlin des spanischen Erbkönigs **Joseph** auf, während er selbst in **Nordamerika** (**New-Jersey**) sich mit seinen Capitalien glücklich an dem Seehandel betheiligte und der reichste **Bonaparte** wurde. Seine Tochter **Charlotte Napoleone** (geboren 1802, gestorben 1839) wurde die Gemahlin des vom **Bodensee** hergewanderten älteren Sohnes der **Hortense**. Sie war schön und geistreich, eine dichterische und künstlerische Natur, aber sie machte den jungen Mann nicht glücklich und war es auch selbst nicht. Am **Bodensee**, im kühlen **Schwaben**, mochte ein junger **Bonaparte** vielleicht von der entschwindenen Herrlichkeit seines Geschlechts träumen und durch Stunden und Tage melancholischer Schwärmerei das vergnügliche Stillleben unterbrechen, aber auf dem **Boden Italiens** muß es einem **Bonaparte** zu heiß werden, wenn er einen Funken napoleonischen Geistes in sich trägt. Sind ja die Corsen nach Sprache und Charakter Italiener und nicht Franzosen; in **Italien** war der Stern des ersten **Bonaparte** aufgegangen, dort hatte er zuerst sein Genie als Krieger und Herrscher erprobt, dort hatte ihn nach der Rückkehr aus **Aegypten** bei **Marengo** das Glück als seinen Erfohrenen gekrönt. **Napoleon I.** erkämpfte **Italien** und betrachtete es als Familienbesitz der **Bonaparte**; sich selbst nannte er König von **Italien**, seinen Sohn den König von **Rom**, den Männern seiner Schwestern verlieh er **Piombino** und **Neapel** und seine Marschälle dotirte er mit Gütern in **Italien**. Auf den Schlachtfeldern in **Deutschland** und **Frankreich** verlor er aber auch **Italien**, die von ihm vertriebenen Herrscherfamilien zogen wieder ein, **Napoleon** aber wies auf **St. Helena** sein Geschlecht auf **Italien** hin; dort sollte es sich im revolutionären Boden einwurzeln und erstarben zur Rache an den Monarchen von **Gottes Gnaden**, die ohne Gnade den Vändiger der Revolution an den Felsen von **Helena** geschnitten hätten. Sie kannten den Fluch wohl, den **Napoleon** ihnen in seinem Geschlechte hinterlassen wollte, aber sie fürchteten ihn nicht, denn **Napoleon** konnte wohl seinen Haß vererben, aber seine Titanenkraft auf keinen **Bonaparte** übertragen; sie wußten, daß in **Italien** die Verschwörung und Revolution ihren nicht erlöschenden Herd hatte, wie das vulkanische Feuer, sie fürchteten aber auch die Revolution nicht mehr, seitdem die heilige Allianz die großen Militärmächte des Festlandes zur Unterdrückung jeder Revolution vereinigte; was wollten einzelne Verschwörer und

Insurgentenbanden gegen die Monarchen, gegen die vereinigte russische, österreicheische und preussische Heeresmacht beginnen? Damals hatten sich die Monarchen ihre Kronen gegenseitig assicurirt; die herrschenden Familien in Europa hatten sich solidarisch mit einander verbunden gegenüber den revolutionären Verbindungen, deren Dasein und Treiben in Frankreich und Italien ihnen nicht verborgen blieb. Die Bonaparte hatten sich zahlreich in Italien angekauft und niedergelassen; man denke an die Söhne Lucians; auch Hortense hatte Besitzungen in Italien, und ihre beiden Söhne setzten sich mit den italienischen Verschworenen in Verbindung. Die Verschworenen wollten mit dem Gelde und seiner Zeit mit dem Namen Napoleon und Bonaparte wirken, die Bonaparte durch eine italienische Revolution eine französische entzünden, sich dadurch Frankreich und den Weg zu neuer Herrlichkeit öffnen. Aber der ältere Sohn der Hortense fühlte sich durch die Aufgabe, die er als Napoleonide übernahm, unglücklich wie Hamlet; er war zu gut oder vielleicht auch zu weich für einen Verschworenen; er wußte, daß seine Befreundung mit der geheimen Gesellschaft für die italienischen Fürsten kein Geheimniß sein konnte; es peinigte ihn, wenn er gegen einen Fürsten arbeiten sollte, der ihm ein ehrenvolles Asyl gewährte, und zu allem dem — wie konnte man hoffen, daß ein revolutionärer Ausbruch den Donnerkeilen der heil. Allianz widerstehen werde? So quälte ihn beständige Unruhe, die weder durch Studien, noch durch die Zärtlichkeit eines geistvollen Weibes zu heben war und diesem selbst das junge Leben verbitterte.

Endlich kam die „Julirevolution;“ sie überraschte nur durch ihren schnellen Verlauf; denn als König Karl X. sich mit Männern wie Polignac, Bourmont, Labourdonnay zc. umgab, sah man, daß er sich mit dem neuen Frankreich nicht befreundeten könne. Das neue Frankreich war der dritte Stand (le tiers état): die großen und kleinen Herren von der Industrie, von der Börse, von dem Handel, die Beamten, Advocaten, Gelehrten, Aerzte. Dieser Stand verzieh es den Bourbonen nicht, daß der alte Adel wieder zur Geltung kam, daß die Geistlichkeit in die Erziehung der Jugend eingriff und die geistige Revolution Voltaires zc., wie die politische Dantons zc. als eine Sünde rügte. Der Haß des dritten Standes, vor allem der Bourgeoisie in Paris, gegen den Adel und die Geistlichkeit, sowie gegen ihren Beschützer, den König, bereitete die Revolution seit langem vor, die Julifordonnungen gaben das Signal zu derselben, den Kampf jedoch überließ, wie immer, wo sie Leute zum Herausholen der Kastanien aus dem Feuer braucht, die Bourgeoisie den Proletariern (dem vierten Stand) und der Jugend, sobald er aber ausgefochten war, ging sie auch auf das Straßpflaster und ließ durch die Mehrheit der Deputirtenkammer den Herzog von Orleans als Generallieutenant des Königreichs und nach wenigen Tage als König ausrufen; es lief alles regelmäßig ab, weil alles regelrecht vorbereitet war. Der gemeine Soldat und der gemeine Mann (Proletarier) war den Orleans fremd; sie hätten lieber den jungen Napoleon als Kaiser oder die Republik ausgerufen, der Soldat jedoch fügte sich der Disciplin, der Proletarier aber wurde überrascht und als er später eine Frucht seines Julistiegs pflücken wollte, belehrten ihn die Gewehrkolben der Nationalgarde, der bewaffneten Bourgeoisie,

„daß der Dohs wohl den Pflug zieht, aber nicht erntet.“ Der spanische Erbprinz Joseph legte als Familienhaupt der Bonaparte eine Protestation gegen die Thronbesetzung der Deputirtenkammer mit Louis Philippe ein und wurde verhöhnt; der Herzog von Reichstadt, das Kind von Wien, hieß es, hat keine Partei in Frankreich; aber am letzten Julikampftage war Napoleon II. im Munde des Volks, wie Augenzeugen berichten (vgl. das „Ausland“ vom Aug. 1830).

(Fortsetzung folgt.)

Geistliche Brosamen*).

[Vor und in der Ehe.] Einst sagte ein Mann, der in keiner glücklichen Ehe lebte, zu seinem Weibe: „Vor der Ehe hätte ich dich aus lauter Liebe fast gegessen, jetzt aber thut mir's Leid, daß ich dich damals nicht wirklich gegessen habe.“ Den Appetit scheinen Viele in der Ehe zu bekommen; denn sie fallen einander sehr oft an wie wüthende Hunde, zeigen einander die Zähne und die Krallen und ziehen einander wenigstens die Haut ab, da es, Polizei halber, mit dem Essen nicht angeht. Ja es ist ein großer Unterschied zwischen: Vor der Ehe und in der Ehe bei unchristlichen Eheleuten. Welches Schmachten, Anbeten und Vergöttern, welche Abenteuer, „Kabale, Ränk' und Schwänk'“, wie viel „Poese“ und Täuschung, wie viel Fußfalle und Schwüre, kurz mit einem Worte, wie viel „Komödie“ vor der Ehe, aber wie viel Enttäuschung, wie viel nächterne „Prosa“, wie viel gebrochene Schwüre, wie viel Selbstsucht, Eigennutz und Hartherzigkeit, kurz mit einem Worte, wie viel „Tragödie“ in der Ehe! Es ist oft ekelhaft und eines Menschen und Mannes gänzlich unwürdig, wie weit dieser sog. Weiberkult vor der Ehe getrieben wird. Ekelhaft sind diese häßlichen Kriechereien und Speichelleckereien ausgeblasener Pinsel, die sich schämen vor einem Christusbild das Haupt zu entblößen, oder vor dem Hochwürdigsten Gut das Knie zu beugen, die aber vor jeder Brüstler Spitze und vor jeder Schürze anbetend niedersinken. In Ausdrücken, die man nur von Gott brauchen darf, wird von solchen verliebten „Becken“ die Erwählte ihres Herzens gepriesen. Da ist alles „göttlich“, „himmlisch“, „ewig“, da wird alle Tage „Weibrauch gestreut“ und das „liebeglähende Herz auf den Altar gelegt und aufgeopfert“, „da schwelgt das Herz in Seligkeit bei jedem Gnadenblick!“ Wahrlich man meint oft, es habe sich ein unsterblicher Hund in einen solchen Menschen verwandelt, der dem „Weiberkult“ ergeben ist. Und doch las man zur Zeit des Schillerfestes in öffentlichen Blättern, und auch in solchen, welche dir, schlichtes Landvolk, täglich süßes Gift einträufeln, es sei sehr zu wünschen, daß der „Weiberkult“ wieder gepflegt, und durch denselben die Bildung und Gestattung gehoben werde. O, des Bildsinns und der Schlechtigkeit! Stellt sie nur wieder auf den Altar und betet sie an die sinnlichen Dirnen und gouillotinirt die gottgeweihten Jungfrauen, wie es zu Paris zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschah, und ihr werdet die Menschen in blutdürstige Bestien verwandeln! Wo man das Weib anbetet, da betet man den wahren Gott nicht an; der Götze war

* Nach „Hausapotheke“ oder das Familienleben“ von Leop. Kist, Mainz.

aber von jeher ein Spielzeug seiner Diener. Der Perserkönig Xerxes ließ einst das Meer mit goldenen Ketten peitschen, weil dasselbe seine Schiffbrücke über den Hellespont zerstört hatte. Diese Schläge galten aber dem Meeresgott Neptun. So die neuheidnischen Weibergötter. Vor der Ehe Blumen- und Hals- und Uhrenketten, in der Ehe aber Sklavenketten.

[Die silberne Hochzeit oder der dreißigjährige Krieg?] „Wollen wir nicht die silberne Hochzeit feiern?“ fragte einst eine Frau ihren Mann, nachdem sie schon fünfundschwanzig Jahre mit einander verehelicht waren. Ihr Mann aber meinte und sagte: „wir wollen lieber noch fünf Jahre warten, dann feiern wir den dreißigjährigen Krieg!“ Traurig, aber wahr und, leider, nur zu oft wahr! Wie viel Streit und Zank und Zwist und Hader und Pein und Plag' in den meisten Ehen, in allen unchristlichen Ehen! Das Christenthum dagegen verleiht himmlische Geduld, Demuth und Sanftmuth, das Christenthum lehrt dulden und leiden, vergehen und schweigen, sich selbst verleugnen und Opfer bringen, das Christenthum bringt Frieden und Eintracht.

[Wahre Mutterliebe.] Blanka, die Mutter des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, sagte oft zu ihrem Sohne: „Ich liebe Dich gewiß, mein Sohn, ich liebe Dich mit aller Zärtlichkeit, deren ein Mutterherz fähig ist; aber tausendmal lieber wollte ich Dich todt zu meinen Füßen liegen, als jemals, durch eine einzige Todsünde besetzt, leben sehen.“ Das ist wahre Mutterliebe, heilige Mutterliebe, die auch von Gott an der heiligen Blanka auf's Glänzendste belohnt wurde. Diese Königin erzog ihren Sohn nach dem Willen Gottes für Gott; sie erzog in ihm der Kirche einen großen Heiligen und dem Himmel einen seligen Erben — und das ist der schönste Lohn einer christlichen Kindererziehung.

Der blinde Maler und seine Tochter.

(Aus: Bild und Wort in Erzählungen von J. A. Stelzig.)

Warst du schon in Brügge, freundlicher Leser! in der trauten, biedern, gut katholischen Stadt, in der ehrwürdigen Kirche des heiligen Jakobus? Hast du das unbeschreiblich liebliche Bild gesehen, das unsern göttlichen Heiland vorstellt, auf dem Kreuzesgalgen ausgespannt, wie er sich willig dem himmlischen Vater opfert als das unschuldige Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt? Zu den Füßen des blutriesenden Kreuzes stehen die lieblichen Gestalten der drei Marien; jede der Heiligen prägt in ihrem thränenfeuchten Angesicht den seelenzerreißenden Schmerz in verschiedenartiger Weise aus; und wenn du mit frommem christlichem Herzen hinausschauest zu dem Bilde, dann fühlst du so recht deutlich, was für ein entsetzlicher Gräuel jede Sünde sei; vor Scham und Reue möchtest du in den Boden sinken, weil du selbst auch mit deinen Sünden den gütigen Heiland wie die jüdischen Schargen und Hohenpriester gekreuzigt. Ach! so groß wie deine Schuld — war die ihrige nicht, denn sie haben Jesum Christum als den Gottessohn nicht gekannt, wie du! — Es ist ein gar herzergreifender Anblick um ein so schönes, fromm gemaltes Kreuzbild; und wenn du so allein in einer Kirche bist, und es fängt an zu dunkeln, und wenn Alles

schweigt um dich herum, und wenn auch alle weltlichen Sorgen und irdischen Gedanken in dir schweigen, und nur des Gewissens unparteiische Stimme deutlich spricht; und wenn du in dieser Herzensstimmung ein Bild des Gekreuzigten betrachtest, und dir so recht kindlich vorstellst, als redete der zu Tode gemarterte, der sterbende Heiland noch einige Abschiedsworte zu dir; und wenn du dann auch dein eigenes Herz reden lässest, — mein lieber Leser! dann hörst du eine tieferegreifende Predigt, wie du sie von keiner Kanzel noch gehörest.

Neben diesem wunderbaren Kreuzbild hängt noch ein anderes Bild, gleich hehr und erhebend in einer anderen Weise; es stellt des Heilandes Triumph und glorreiche Auferstehung vor. Hat das Kreuzbild tiefe Wunden geschlagen in deinem Herzen, das Auferstehungsbild träufelt lindernden Balsam darauf; diese zwei herrlichen Bilder sind die schönste Kreuzespredigt, da siehst du, wie man nur durch's Kreuz und Leiden zum Triumph gelange, und nur Derjenige verkürt mit Jesus Christus auferstehen werde, der mit ihm gottergeben gelitten hat. — Im Geiste stelle dir diese zwei Bilder vor, und ich will dir jetzt ihre Geschichte erzählen.

Das Crucifix hat Ludwig Deyster gemalt, das Auferstehungsbild Anna seine Tochter. —

1. Ludwig Deyster war reicher Eltern Kind, und Bürger zu Brügge. Er war siebenzehn Jahre alt, als er seinen Vater verlor und ein sehr beträchtliches Vermögen erbe. — Der ruhige stille Jüngling hatte eine besondere Vorliebe für die Malerkunst, aber machte sie keineswegs zu einer Erwerbssquelle. Die kleinen Bildchen, die er anfertigte, hatten in seinen Augen keinen Werth, er löschte sie immer wieder gleichgiltig hinweg und malte andere Bilder auf derselben Leinwand. In seinem zwanzigsten Jahre heirathete er eine sehr edle fromme Frau und sie besenkte ihn mit einem Töchterchen, das in der heiligen Taufe den Namen Anna erhielt. Das stille, goldene Familienglück, das er genoß, entzog ihn nach und nach der Kunst. Doch lange sollte es nicht dauern, denn nach fünf Jahren starb schon seine in Gott innig geliebte Gattin.

Deyster war untröstlich; er wollte wo möglich Alles entfernen, was ihn an seinen herben Verlust erinnern konnte. Er verkaufte sein väterliches Haus mit fast allem Geräthe, und beschloß, in ländlicher Einsamkeit nur seinem Schmerz und der Erziehung Anna's zu leben. Er ließ die noch übrigen Einrichtungsstücke auf einige große Wagen packen und ging gefenkten Hauptes nebenher. — Als die Wagen am Stadthore anlangten, fiel ein kleines Bild herab, das Deyster ebedessen gemalt. Der Fuhrmann wollte es aufheben, aber Deyster, der überhaupt sehr wenig Werth auf seine Kunstschöpfungen legte, bedeutete ihm, daß diese Kleinigkeit des Aufhebens gar nicht würdig sei. So blieb das Bildchen im Straßentofte liegen, bis einige Knaben, die auf der Straße spielten, es fanden, und sich tüchtig raufeten, um nur dem Stärksten den Fund zu überlassen.

Damals hatte Brügge einen Bürgermeister, der, wie wir von holländischen und vlämischen Bürgermeistern und Rathsherren oft lesen, ein großer Kunstkenner und Beschützer der Kunst und der Künstler war; er selbst besaß eine auserlesene Sammlung der schönsten Gemälde, deren Betrachtung er Jedermann willig

gestattete. Er hieß Hans Konloff. Dieser Mann kam gerade hinzu, als die Knaben um das Bildchen am hitzigsten sochten. Er wußte nicht, was für eine Ursache diese Fehde veranlaßte, hielt es aber für seine Pflicht, die Rubesförer zum Frieden zu verweisen. Die Knaben zogen ihre Kappen ab, und reichten ihm den Zankapfel, das Bild Desyfers, dar. Der Bürgermeister reinigte es mit einem Tuche, und groß war sein Erstaunen, ein Bild zu sehen, das er, der Kenner, als ein Meisterstück ersten Ranges erachten mußte. Welch' eine Innigkeit und Zartheit der Idee und Durchführung sprach aus dem reizenden Gemälde, dessen ein van Eyck, ja sogar ein Rubens sich nicht hätte schämen dürfen, denn in dem Bilde zeigte sich weit mehr noch, was der Maler zu leisten fähig wäre, als was er bis jetzt geleistet; und doch schien es noch keineswegs vor zu langer Zeit gemalt, als daß es seine Entstehung einem der berühmteren älteren Meister zu verdanken gehabt haben könnte. Die Knaben staunten über die Verwunderung des ehrenwerthen Bürgermeisters und seine große Freigebigkeit, denn er gab jedem ein Silberstück. Kopfschüttelnd trug Konloff seinen Schatz, zu dem er auf so seltsame Weise gekommen, mit vieler Vorsicht nach Hause, und zerbrach sich schier den Kopf über den geheimnißvollen Meister und über den Leichtsin, mit welchem der Eigenthümer ein solch werthvolles Bild hatte transportiren lassen. — Die Niederlande haben seit Jahrhunderten Ungeheures für Kunst und Künstler gethan und man findet oft bei Privaten, z. B. bei Kaufleuten, Bildergalerien von unglaublichem Werthe. Eine solche Sammlung besaß auch der ehrsame Bürgermeister; aber das so geheimnißvoll erlangte Bildchen betrachtete er als die Krone seiner Gallerie, und zeigte es mit besonderer Vorliebe seinen Freunden und allen Kunstverständigen; indessen erwies sich aber, nach seiner richtigen Ansicht, dieser Besitz als kein gerechter; er hielt es darum für seine Pflicht, den Eigenthümer auszuforschen, um das Eigenthumsrecht auf dieses Meisterstück ihm abzukaufen, und wo möglich den Namen des Meisters, der es geschaffen, kennen zu lernen, um ihn mit all seinem Einfluß so berühmt machen zu helfen, als er es zu sein verdiene. Thätige Nachforschungen leiteten ihn auf Ludwig Desyfer's Spur, denn dieser war an demselben Tage und in derselben Stunde, als das Bild gefunden ward, mit seinen Fahrnissen zur Stadt hinausgewandert und hatte sich in einem kleinen Landhäuschen unweit Brügge die Wohnkammer erwählt.

Von Neugierde, Ehrgeiz und Ehrlichkeit getrieben, eilte Konloff dahin, und trat gerade in dem Augenblick in die Stube, als sich der schwermüthige Meister ansahnte, eine Anzahl von Studien zu verbrennen. Für ihn hatten sie keinen Werth, auch war des Häuschens Raum zu beschränkt, um sie alle aufzustellen.

„Haltet ein, um Gotteswillen!“ rief der Bürgermeister voll Entsetzen, „was beginnt Ihr da? Ihr vernichtet Kunstwerke von bedeutendem Werth, welche nach Jahrhunderten noch angestaunt werden müssen!“

Hierauf erzählte Konloff dem staunenden Maler, wie er zum Besitz des Bildchens gekommen, das Desyfer gleichgiltig auf der Straße liegen gelassen, und wie sich alle Kunstkenner in Brügge in dem Urtheile geeinigt: „daß es die Schöpfung eines der größten Talente der Gegenwart sei.“ (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Berlin. Nachdem die in Leipzig erscheinende „Gartenlaube“ wegen ihres schmadyollen Artikels über den Untergang des Preuß. Kriegsschiffs „Die Amazone“ nunmehr auch in dritter Instanz verurtheilt worden ist, hat die Regierung das Verbot des in nahezu 40,000 Exemplaren in Preußen verbreiteten Blattes verfügt. Daß die „Gartenlaube“ längst in katholischen Blättern als höchst verderbliches Blatt bezeichnet war, ist oekannt.

Berlin. Zur Freude der Berehrerinnen der Grinoline wird aus Berlin von einer durch dieselbe bewirkten Rettung zweier jungen Damen berichtet. Diese fuhrten mit mehreren jungen Leuten von Treptow nach dem Rummeloburgersee, schlugen mit dem Rahn um und wurden, während die Herren an's Land schwammen, durch ihre Grinolinen so lange über dem Wasser gehalten, bis Schiffer sie herauszogen.

Rheda. Bei der in Rheda jüngst ausgebrochenen Feuerbrunst ereignete sich folgender Vorfall. Eine Frau will in ihre Wohnung eindringen, obwohl dieselbe in lichterlohen Flammen steht, um noch ihr Bett dem Feuer zu entreißen. Die Umstehenden halten sie mit Worten zurück, da es eine Thorheit sei, für das Bett ihr Leben auf's Spiel zu setzen. Als Zureden nichts fruchtete, hielt man die um ihr Bett jammernde Frau gewaltsam zurück. Diese reißt sich aber mit Macht los und dringt in das brennende Haus. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem Bette, das sie aus der Kammer nehmen wollte, ihr Kind, das sie längst gerettet glaubte, ruhig schlafen fand! Die Mutter trug, zu Gott jubelnd, Kind und Bett unversehrt aus den Flammen. Wenige Minuten nachher stürzte das Haus krachend ein.

Hamburg. Hier wurde ein Bettler arretrirt. Bei der Revision seiner Taschen fand man verschiedene Schwaaren und 20 preussische Thaler. Die Ausfuchung in seiner Wohnung hatte einen so guten Erfolg, daß ein Schuldschein von 1000 Mark Silber, verschiedene Hypothesen im Werth von 5000 Mark und 537 Mark baares Geld aufgefunden wurden. Der Mann ist 62 Jahre alt, hat lebenslang das Bettlerhandwerk getrieben und soll nur durch dieses den Reichthum erworben haben. Er sitzt jetzt im Gefängniß.

In **Warschau** hat der allgemaltige General Berg der gesammten römisch-katholischen Geistlichkeit im Königeiche Polen eine außerordentliche Kontribution von zwölf Procent ihres Einkommens auferlegt, weil, wie es in dem Eingange seiner Erlasses heißt, sie „nicht nur zur Veruhigung der Landesbevölkerung nichts thue, sondern im Gegentheil dieselbe in ihren bösen Neigungen gegen die Regierung erhalte.“ Nachdem die Kussen den Erzbischof von Warschau nach Rußland weggeschleppt und ihn dort gefangen halten, nachdem sie in den katholischen Klöstern auf's ärgste gehaust und bereits hunderte von Geistlichen theils eingekerkert, theils nach Sibirien transportirt haben, kann über diese Erpressung kaum noch gestaunt werden; sie geht eben auch mit zu dem russischen Esystem, die katholische Kirche durch alle Mittel in Polen auszutüglen.

Warschau. Arretiren, Hinrichten, nach Sibirien und in das Innere von Rußland transportiren, ist hier das Tagewerk der Kussen. Es ist unmöglich, die Namen der Bekannten, die von diesem schrecklichen Schicksal betroffen sind, anzugeben, ihre Zahl ist zu groß. Die Menge der Unbekannten ist noch viel größer. Unter den polnischen Beamten hat man jetzt beinahe ausgeräumt und sie durch Russen ersetzt.

Wilna. Murawiew besuchte neulich in Kazimierz die Kaserne, das ehemalige Kloster zum heil. Ignatius. Als er auf dem Rückwege durch die Straßen der Stadt ritt, hörte er eine Amsel die Melodie des Liedes „Polen ist noch nicht verloren“ pfeifen. Sogleich stieg er ab, ging mit seiner Suite in das Haus, ließ den Besitzer des Vogels, einen Knaben von 14 Jahren,

dessen Vater, die Mutter und ein kleines Kind arretiren. Der Amsel drehte der Herr Gouverneur mit eigener Hand den Hals um. Der Vater und die Mutter erhielt Knuten, der Knabe Ruthenschreie. Der Vater wurde ohnmächtig und mußte in das Spital geschafft werden, Mutter und Kinder sitzen im Gefängniß.

Italien. Ein italienisches Sprichwort sagt: Farina del diavolo va tutta in crusca (das Mehl des Teufels geht alles in die Kleie). Wir Deutschen sagen: Unrecht Gut gedeiht nicht. Dieses Sprichwort bestätigt sich vollkommen an der piemontesischen Regierung. Seit mehr als drei Jahren hat sie viele Millionen an Kirchengütern eingezogen und dabei doch noch viel mehr Millionen Schulden gemacht. Es ist erstaunlich, wie im neuen Italien das Geld Chimäre wird. Der Staat ist freilich noch jung, und die Jugend, wie man zu sagen pflegt, hat keine Tugend. Wenn aber auch ein junger Spitzbube älter wird, schaut gewöhnlich auch nicht viel Besserung heraus.

Aus **Neapel** wird geschrieben: Das „Dejeuner dansant“, welches Prinz Humbert in dem königlichen Lustschlosse zu Caserta gegeben hat, war von der neapolitanischen Aristokratie sehr spärlich besucht. Zweimunddreißig geladene Familien haben die Einladung unter dem Vorwande von „Unwohlsein“ abgelehnt. Am Morgen nach dem Feste fand man an dem Palaste zu Caserta einen Zettel mit folgenden Worten angeklebt: „Nicht allein die nicht erschienenen Familien sind unwohl, sondern das ganze neapolitanische Königreich ist krank. Wir leiden an der piemontesischen Pesti!“

Paris. (Unangenehme Lektüre.) Ein Buchbindergebülfe blätterte in einem alten Buche, von dem er den Einband abgenommen hatte, und fand zwischen den Blättern eine Banknote von 1000 Fr. Er suchte weiter und entdeckte noch 25 Noten, jede zu 1000 Fr. Das war gewiß ein Schatzbüchlein. Die 26,000 Fr. gehören dem Entdecker, da man nicht ausfindig machen kann, wer das Buch früher besessen hat.

England. Einem wegen Silberdiebstahls in diesem Frühjahr zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheiltem englischen Individuum, welches sich jetzt im Gefängnisse zu Glasgow befindet, ist ein wirksames Mittel zu Theil geworden, nach Verbüßung seiner Strafe seine Begriffe von Wein und Wein praktisch zu bessern; durch den Tod eines Verwandten ist ihm ein Vermögen von 48,000 Pfd. St. zugefallen. — Dieser Tage starb in einem Dorfe in Devonshire, über 103 Jahre alt, Herr F. Pringle, Lord Nelson's Schaluppenführer an Bord der „Victory“ in der Schlacht von Trafalgar. Dieser heitere alte Knabe, ein geborener Schotte, hatte sich lange als Zunggefelte durchgeschlagen, bis er endlich in seinem 92. Lebensjahre in den Stand der Ehe trat.

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 21. Decbr. Pfarr-Adm. Jos. Schöbel in Thomaskirch als Pfarrer dafelbst.

Im Schulstande.

Den 22. Decbr. Schul-Substitut Jos. Galancki in Lorzdorf als Adj. nach Bralin, Kr. Poln.-Wartenberg. — Den 24. Decbr. Adj. Anton Großer in Leuthmannsdorf als solcher nach Wansen. — Schulamts-Land. Jos. Gonska in Proskau als Adj. nach Birschin, Kr. Gleiwitz. — Adj. Joh. Glas in Wansen als solcher nach Leuthmannsdorf, Kr. Schweidnitz. — Adj. Wilh. Graczyk in Krzanowitz als solcher nach Dittrosniz, Kr. Kosel. — Schulamts-Land. Berth. Simon in Dittersdorf als Adj. nach Kotitsch, Kr. Kosel. — Adj. Lubw. Kubis in Dittrosniz als solcher nach Krzanowitz, Kr. Kosel. — Den 28. Decbr. Lehrer Valentin Eschammer in Tost als Schullehrer nach Pissarzowiz, Kr. Gleiwitz. — Adj. Florian Palenga in Kamin als Schullehrer nach Zabrze, Kr. Beuthen.

Todesfälle.

Den 8. Decbr. starb im Priesterhause zu Neisse der Priester-Zubilar, ehemalige Eisterzienfer des Klosters Grüssau, Anton Scholz im Alter von 78 J. an Schlagfluß. — Den 21. Decbr. starb der Schullehrer Andreas Grösel in Volkmannsdorf im Alter von 54 J. am Lungenschlage. R. i. p.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Fr. Math. Kammy, Hr. Wirthsch.-Insp. Karl v. Rädern, Sowina; Fr. Aug. Wehner, Hr. G. Teschner, Greiffenberg; Fr. Marie Pfortner, Hr. Wirthsch.-Beamte G. Schröber, Schweidnitz; Fr. Anna Adler, Hr. Fabrikant G. Wild, Breslau; Fr. Emilie Rothe, Hr. Feldwebel Fischer, Schweidnitz; Fr. Emma Haase, Hr. Posth.-Verwalter W. Billroth, Dypeln; Fr. Selma Kiedel, Hr. Wilh. Krause, Breslau.

Gestorben. Inspektor Eber, Ingramsdorf; Kreisgerichtsräthin H. Frisch, Görlitz; Fr. Rittergutbes. Anna Nordmann, Fürstenau; Fr. Rosalie Menzel, Breslau; Kreisger.-Sekr. Albert Genolla, Steinau a/D.; Major a. D. Fr. Nölke, Brieg; Fr. Bertha Schön, Bunzlau; Fr. Stabsarzt Ehrenreich, Bunzlau; Gutsbes. Fr. Otto, Dhlau.

Die concessionirte Gebetbuch = Handlung von Richard Lange

in Breslau, Katharinenstraße Nr. 9,

empfehlt hiermit außer ihrem anerkannt reichen Lager der ausgewähltesten katholischen Gebetbücher in den mannichfaltigsten Einbänden, ein bedeutendes Sortiment der verschiedensten Sorten Heiligenbildchen, seine Crucifixe in Holz geschnitzt u. c. c. der geneigten Beachtung. [1]

Ein junger Maler, der sich mit religiöser Malerei beschäftigt, kann in meinem Atelier eine stete Beschäftigung erhalten. Gehalt nach den Leistungen berechnet. [2]

A. Hedner in Neisse, Berlinerstraße Nr. 6.

Breslauer Börse vom 30. December 1863.

Getreide-Preise vom 30. Decbr.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 4½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl 60—63—68 Sg.
convert.v.50u.52 4	94½ B.	do. do. 3½	—	do. Lit. C. . . 5	—	G. Weizen = 57—59—61 =
Preuss. Anl. 1853 4	—	do. do.neue 4	94 B.	do. Lit. B. . . 4	—	Roggen = 39—41—43 =
Preuss. Anl.55.56 4½	100 B.	Schles. Pfandbr. 3	93½ bz.	Schles. Rentenbr. 4	97¼ bz.	Gerste = 31—34—37 =
Preuss. Anl. v. 59 5	103¼ B.	do. Rustical 3	—	Posen. Rentenbr. 4½	91 B.	Hafer = 26—28—30 =
Präm.-Anl. 1855 3½	119½ B.	do. do. 4½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 3	67½ G.	Erbesen = 40—45—50 =
Staats-Schuldsch. 3½	88 B.	Schles.neueLit.A. 4	100½ bz.	Oesterr. Banknoten 84½ bz.	—	Kartoffeln . . Sack 26—36 =